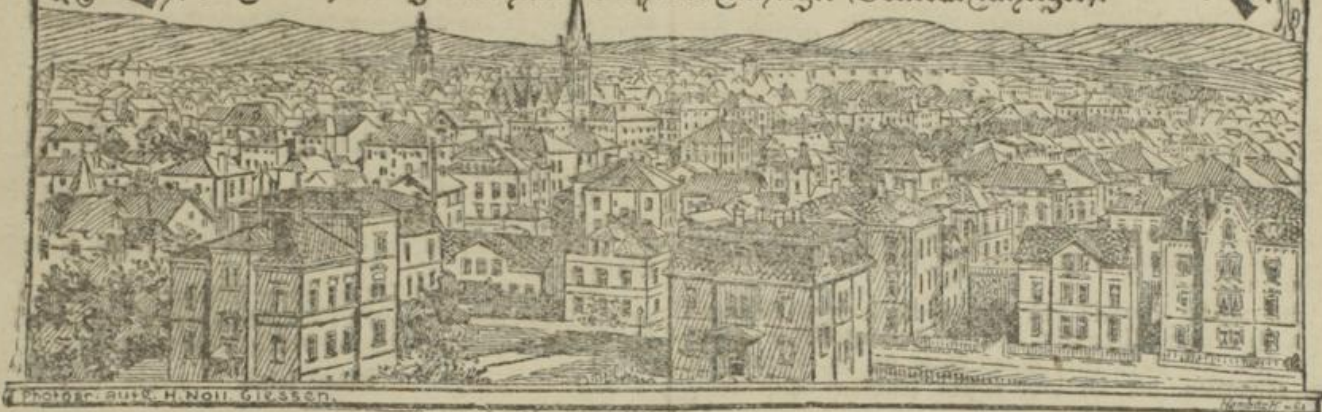


Giekenes Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenes Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

24. Kapitel.

Es war ungefähr eine Woche später, als an einem sonnenhellern Vormittag ein eleganter, mit hellfarbiger Seide ausgeschlagener Landauer vor dem Klein-Ellbacher Herrenhause anfuhr. Ausfischer und Diener waren in prunkender Galasivree, und die silberbeschlagenen Geschirre der beiden Pferde blitzten, daß die Leute, die dem Gefährt begegnet waren, ihm mit bewunderndem Staunen nachgeblickt hatten.

Sie erinnerten sich wohl, es hier und da schon früher einmal gesehen zu haben, in den letzten Lebensjahren des alten Herrn Rasmussen, der es angeschafft hatte, um eine hohe Persönlichkeit, die sich zur Besichtigung der Webereien angefragt hatte, von der Station abzuholen; aber der Wagen war später nur noch bei seltenen Gelegenheiten in Gebrauch genommen worden.

Heute war es der Oberleutnant Herbert Rasmussen, der ihm vor dem Schlosse von Klein-Ellbach entstieg. Er war in Uniform. Sein Gesicht war sehr bleich, und ein tiefer, feierlicher Ernst spiegelte sich in seinen Augen.

Förmlich, wie wenn er zu einem Fremden käme, ließ er sich bei dem Baron von Bardeleben melden, und mit dem Helm unter dem Arm überschritt er die Schwelle der Bibliothek, in die Harro den unerwarteten Besucher hatte bitten lassen.

An derselben Stelle, wo ihre letzte heftige Auseinandersetzung erfolgt war und wo sie einander für immer ihre verwandtschaftliche Freundschaft abgefragt hatten, standen sich die beiden Männer gegenüber. Bardeleben hatte durch das Fenster die Prunkequipage gesehen und glaubte zu wissen, wie es zu deuten sei, daß sein Schwager in einem Aufzuge bei ihm erschien, wie wenn er einem Fürsten seine Auswartung zu machen habe. Aber er verharrete in abwartender Zurückhaltung und ließ nach höflich stummer Verneigung dem Ankömmling das erste Wort.

Bleich, aber mit der ruhigen Entschlossenheit eines Mannes, der sich unabweislicher Pflichten bewußt ist, wandte Herbert Rasmussen ihm sein Gesicht zu: „Ich habe dir in meinen Gedanken wie in meinen Handlungen schweres Unrecht zugefügt, Harro,“ sagte er mit fester Stimme. „Und nun bin ich gekommen, dich deshalb um Verzeihung zu bitten.“

Ohne Zaudern streckte der Baron ihm die Hand entgegen. „Du hast gedacht und gehandelt, wie es nach Lage der Dinge begreiflich war,“ erwiderte er. „Es hätte der Entschuldigung nicht bedurft, aber ich nehme sie gern an, weil ich darin mehr Ehrendes als Beschämendes für dich sehe.“

Es war nur ein kübler Händedruck, den sie miteinander

tauschten, denn sie fühlten wohl beide, daß nach allem Vorausgegangenem trotz dieser Ausöhnung niemals etwas wie wirkliche Freundschaft zwischen ihnen sein könne. Aber sie sahen sich mit freiem und festem Blick in die Augen. Seine Hochachtung wenigstens brauchte nach dieser Stunde keiner mehr dem anderen zu versagen.

Auf die Einladung Bardelebens hin ließ sich der Oberleutnant in einen Sessel nieder, und wenn es den beiden Männern auch anfänglich nicht ganz leicht fallen mochte, einen unbefangenen Gesprächston zu finden, so half ihnen ihre soldatische Erziehung doch rasch über den peinlichen Anfang hinweg.

„Es war mir eine große Erleichterung,“ sagte Rasmussen, „als ich gestern von dem Waldburger Untersuchungsrichter hören durfte, daß weitere Schritte in der traurigen Angelegenheit nicht mehr getan werden würden. Ich zitterte davor, daß man es dennoch für notwendig halten könnte, die Grabesruhe meiner unglücklichen Schwester zu stören.“

„Es wäre vielleicht unvermeidlich gewesen, wenn Reibniz gleich nach seinem ersten Bekenntnis gestorben wäre. Aber er hatte noch Kraft genug, auch eine zweite, eingehende Vernehmung zu bestehen. Nach dieser hielt man die Angelegenheit für hinlänglich geklärt, um auf alle weiteren Erhebungen zu verzichten. Es ist eigentlich merkwürdig, daß keiner von uns auf diesen unseligen Menschen als auf den Urheber alles Unglücks verfallen ist.“

Rasmussen seufzte den Kopf. Was in seiner Seele vorgeing, mochte ihm wohl die bittersten Schmerzen seines Lebens bereiten. „Es wäre sehr großmütig, Harro,“ erwiderte er mit gedämpfter Stimme, „wenn du allen Groll und alle Verachtung auf ihn allein werfen wolltest. Daß die Welt anders urteilen wird, weiß ich sehr wohl.“

„Was kümmert uns die Welt! Ich habe während der letzten Monate an mir selber zur Genüge erfahren, was es wert ist, von ihr verdammt oder freigesprochen zu werden. Deine Schwester war eine Unglückliche, wie du selber sie vorher genannt hast. Und als einer Unglücklichen, nicht als einer Schuldigen wollen wir ihrer gedenken.“

„Ich danke dir für das Wort. Denn nicht bloß für mich, auch für sie hatte ich deine Verzeihung erbiten wollen. Nach allem, was dieser Reibniz ausgesagt hat, habe ich angehört, sie zu verstehen. Ich habe erkannt, daß sie ihre Seele vor mir verschlossen hat wie vor dir und vor allen anderen. Was ich in heißer Zärtlichkeit und tiefem Mitleid in ihr geliebt hatte, war nicht sie selbst, sondern nur ein Geschöpf meiner Einbildung gewesen. Damit fallen natürlich auch alle Vorwürfe in sich zusammen, die ich jemals gegen dich erhoben, und ich verstehe jetzt sehr gut, was du während deiner Ehe gelitten und in ritterlichem Schweigen getragen hast.“

Bardeleben machte eine abwehrende Bewegung. „Lassen wir das Vergangene verfallen sein, Herbert! Wenn sie gefehlt hat, hat sie es jedenfalls schwerer gebüßt, als sie verdiente, und nicht wir sind berufen, über die Tote zu

richten. — Darf ich mich nach dem Zustande deiner Gesundheit erkundigen?"

„Es ist immer beim alten. Ich werde zeitlebens ein Krüppel bleiben. Aber was ist daran gelegen!"

„Du denkst also im Ernst daran, deine soldatische Laufbahn aufzugeben?"

„Ich trage diesen Rock heute zum letzten Male."

„Es tut mir aufrichtig leid, daß es so ist. Du gedenkst nun dauernd in Reinswaldau zu bleiben?"

Herbert Rasmussen schüttelte den Kopf: „Nein. Die Stätte meiner Kindheit ist mir so gründlich verleidet, daß ich nur den endgültigen Abschluß der Untersuchung abwarten wollte, ehe ich ihr für immer den Rücken wende. Du wirst mir, wie ich hoffe, gestatten, die Villa mit allem, was dazu gehört, meiner Nichte Dietlinde zum Geschenk zu machen, wie ihr nach meinem Tode ja auch alles andere zufallen wird, was ich besitze."

„Davon auch nur zu reden, ist viel zu früh. Du solltest lieber daran denken, so bald als möglich eine Familie zu gründen und —"

„Ich werde niemals heiraten. Leute meines Schlages taugen nur zum Alleinsein. Meine Zukunftspläne stehen bereits fest. Ich habe eine kleine Villa an der ligurischen Küste erworben, die ich von einem früheren Aufenthalt her in angenehmer Erinnerung hatte, und ich werde mich da mit meinem weiteren Leben abzufinden suchen, so gut oder so schlecht es sich eben tun läßt."

Er stand auf, um sich zu verabschieden. Noch einmal, wohl zum letzten Male im Leben, reichten sie sich die Hände.

„Lebe wohl, Harro!"

„Lebe wohl, Herbert! Meine besten Wünsche begleiten dich."

Bis an die Schwelle gab er ihm das Geleit, und sie trennten sich in der Gewißheit, daß einer des anderen fortan ohne Groll und Bitterkeit gedenken würde.

Auf dem Wege zu seinem Wagen aber sah Herbert Rasmussen sich noch einmal aufgehalten. Aus dem oberen Stockwerk herab kam eine schlanke Mädchengestalt in einfachem, dunklem Reisekleide, und wenn auch ihr Schritt stolze, als sie den Oberleutnant erkannte, so wandte sie sich doch nicht zum Gehen, als er ihr mit ehrerbietigem Gruß näher trat.

„Ich segne den Zufall, Fräulein Othmar, der mir vergönnt, auch Ihnen persönlich Lebewohl zu sagen. Der Brief, in dem ich es tun wollte, wäre noch heute an Sie abgegangen. Nun aber habe ich doch vielleicht die Freude, aus Ihrem eigenen Munde zu hören, daß Sie mir nicht mehr zürnen."

Margarete hatte gesehen, daß er aus der Bibliothek kam, und sie vergaß allen Unmut, der gegen ihn in ihrer Seele gewesen war, um der Ritterlichkeit willen, mit der er offenbar sein bei ihrer letzten Unterredung verpfändetes Wort eingelöst hatte.

„Sie haben sich mit Herrn v. Bardeleben ausgesöhnt?" fragte sie.

„Ich habe seine Verzeihung erbeten und erhalten. Wir sind eben alle fehlbare Menschen, Fräulein Othmar, die verurteilt sind, ihr Leben lang im Dunkel zu irren."

„Nicht unser Leben lang, Herr Rasmussen! Es wäre schrecklich zu denken, daß nicht für jeden von uns ein Tag kommt, an dem alles um uns her wieder Licht und hell ist."

Mit einem wehmütigen Lächeln reichte er ihr die Hand.

„Lassen Sie mich wenigstens von Herzen wünschen, mein verehrtes Fräulein, daß dieser Tag jetzt für Sie angebrochen sei. — Sie sind im Reiseanzuge. Es ist doch nicht Ihre Absicht, Klein-Elzbach zu verlassen?"

„Ich gehe mit Dietlinde auf einige Monate nach dem Süden. In einer Stunde schon werden wir reisen."

„Ja so — mit Dietlinde! Und Sie werden natürlich auch mit ihr hierher zurückkehren. Erlauben Sie mir denn, Ihnen alles Glück der Erde für diesen Tag der Heimkehr zu wünschen."

Margarete war heiß errötet, denn sie hatte den verborgenen Sinn seiner Worte sehr wohl begriffen. Aber es war eine so schlichte Aufrichtigkeit, eine so herzliche Wärme in ihnen gewesen, daß sie nicht imstande war, ihm zu zürnen.

„Ich danke Ihnen," sagte sie leise. „Und Sie? Werden Sie nun häufiger auf Klein-Elzbach erscheinen?"

Bernennend bewegte er den Kopf. „Auch ich verlasse Deutschland schon an einem der nächsten Tage — voraus-

sichtlich auf immer. Darf ich hoffen, daß Sie mir ein freundliches Gedenden bewahren?"

„Ich werde mich immer mit aufrichtigem Dank der Freundlichkeiten erinnern, die ich von Ihnen erfahren."

„Und wenn Sie vollkommen glücklich sind, wenn alle Ihre Träume Wirklichkeit geworden sind und alle Ihre Hoffnungen sich erfüllt haben, werden Sie mir dann eine Mitteilung vergönnen, einen Gruß oder, wenn es nichts anderes sein kann, nur ein einziges kurzes Wort? Für Sie würde das ja am Ende nur wenig bedeuten, mir aber wäre es ein Liebes, ein köstliches Geschenk."

„Von Herzen gern will ich es Ihnen versprechen."

Sie ließ es geschehen, daß er seine Lippen heiß und lange auf ihre Hand preßte, denn ihr Herz sagte ihr, daß er mit diesem Kuß schmerzlichen Abschied von einer seiner süßesten Glückshoffnungen nahm.

Als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht ruhig und seine Haltung von mannhafter Festigkeit.

„Zum letzten Male denn: Leben Sie wohl, Fräulein Margarete!"

Sie sah ihm nach, bis er seinen Fuß auf den Wagentritt gesetzt hatte, und ihre guten Wünsche folgten ihm, wie ihm die seines Schwagers Bardeleben gefolgt waren.

(Schluß folgt.)

Die Jüngsten.

Bilder von der Aushebung.
Von Dr. Hans Wantoch.

Wien, Anfang Oktober 1914.
Die Jahrgänge 1894, 1893, 1892" heißt es in der Einberufungsumschreibung. Die Amtssprache ist militärisch knapp, sie ist von einer lapidaren Ueberflüchtigkeit, ein wenig unsinnlich allerdings auch. „Die Jahrgänge 1894, 1893, 1892": es ist neues Menschenmaterial für die Schlachtfelder in Galizien und Serbien, so und soviel mal hunderttausend Stellungspflichtige, aus denen man so und soviel mal Behtausende Wehrfähige erwählt, so und sovielen neue Bataillone, neue Regimenter und Divisionen formiert. „Die Jahrgänge 1894, 93, 92": man beginnt zu rechnen, unvorstellbare Geburtsziffern von unvorstellbaren Jahreszahlen zu subtrahieren, um zu wissen, was das ist, um es sich zu verunsichern. Und schon tauchen Gestalten junger Burschen auf, noch halb kindliche Gesichtszüge, auf denen kaum der erste Bartstamm sprießt, gesunde, rote, reine und blanke Gesichter von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, die von der Last des Lebens noch so wenig gesehen, vom Grauen des Daseins nichts erfahren haben und die bald, sehr bald Angesicht in Angesicht dem wunderbaren, dem erhabendsten, aber auch schrecklichsten Ereignis dieser Zeit gegenüber sein werden. Die Jüngsten ziehen in den Krieg.

Ich wollte sie sehen, just in dem Augenblick, in dem das Assentierungswort „tauglich" das Schicksal spricht über das Leben ihrer nächsten Tage, Wochen, Monate, über die Gesundheit ihres Körpers, die Geradheit ihrer Glieder, ja vielleicht über Leben und Tod. Ich wollte sie sehen in dem Augenblick, der ihnen das Glück zubricht, dabei zu sein und die einzige Arbeit zu tun, die — man spürt es inbrünstiger mit jedem Tag — allein noch Gältigkeit hat, Würde und Wert: für's Vaterland zu kämpfen.

Zwanzig Minuten vom Ring entfernt, auf der „Landstraße", liegt das Assentierungslokal. Es ist in dem riesenhaften Gastsaal des Schwedehater Bierkönigs Anton Dreher untergebracht. Alte Brände beharren immer irgendwie trotz veränderter Zeiten, trotz völlig veränderter Bedeutung des Vorgangs, trotzdem sie längst schon ihren Sinn bis auf's letzte Restchen verloren. So ist hier die uralte Verbindung: Wirtshaus und Werbung wieder aufgerichtet. An die fünfshundert Burschen sind hier, stehen herum, sitzen an den Tischen vor einem Glas Bier. Immer neue strömen zu, strömen ab in's obere Stockwerk zur Kommission. Gestern ebenso, morgen wieder und noch viele kommende Tage. Vom 1. bis zum 20. Oktober ohne Sonntagsruhe. Von 8 Uhr am Morgen bis spät in den Abend hinein nur mit einer halbstündigen Pause zu Mittag. Was für ein prachtvoller Reichtum an Menschenkraft wuchs und wächst noch in diesem Reich! Nein, wahrhaftig nein! noch ist „Polen nicht verloren". An die fünfshundert Burschen sind in dem Raum. Aber ihre Fülle verschwindet in der gähnenden Größe des Saales. Und die große Herbstsonne, die da draußen mit ganzer Helligkeit funkelt, reicht für ihn nicht aus. Es dämmert drinnen. „Wie vor dem Aufgang einer neuen Morgenröte" dachte ich mir. Rauchwolken hängen in der Luft, Bierdunst schwebt, irgendwo spielt eine Mundharmonika den Marsch vom Prinz Eugen, und die Zinnspitzen der drei Polizistenhelme blitzen am Eingang.

Es ist derselbe Saal, in dem früher einmal ich gestanden und alle, die in Wien mit mir zwanzig, einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahre gewesen. Und wiederum sind junge Leute da, die zwanzig, einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahre zählen. Und doch ist es heute ganz anders. Denn sonst, was bedeutet sonst das

Wort „tauglich“ für die Harrenden: für drei Jahre ein Herausgerissenwerden aus einem Beruf, einem Erwerb, einem Handwerk, in dem er eben erst seine schüchternen Gehverluche gemacht hatte, auf eigenen Beinen zu stehen und sich selbst zu ernähren; in buntem Rock eine lange Reihe bunter Tage, in denen man Mädchenherzen probierte; für den Einjährigen bei dem Nobelregimente der Besatzungsdragoner ein stotteres Leben voll Pflanzfahrten, und für den Studenten ein Jahr, das ihn ferne rückt von seiner Arbeit, seinem Beruf, dem Wirken für's Ganze. „Ein verlorenes Jahr“, wie mancher voreilig dachte, ein Jahr, das zu seinem Nachher und Vorher nicht den geringsten Bezug hat. Ein verlorenes, ein sinnloses Jahr. . . . Aber jetzt gibt es wohl nichts, was mehr, was tieferen und erhabeneren Sinn hätte als dies, nichts, was weniger verloren wäre. Denn diese hier mußert man für den Krieg an.

Zawohl, über ganz Oesterreich hinweg langt der Krieg hier herein. Man merkt ihn an den aufgeschlagenen Zeitungsblättern, in denen der mitreißende Armeebefehl des Erzherzogs Friedrich über das Zusammenwirken der beiden verbündeten Kaiserarmeen gedruckt ist. Man merkt ihn an dem „Straußerkel“: „Uns hab'n's g'halten“, einem Bündel aus Silber- und Goldfäden, roten Glasugeln, blauen Kuchstäben, das der Assentirte an seinen Hut steckt, an dem heute neben dem Bilde Franz Josefs das Bildnis Kaiser Wilhelms klebt. Und man merkt den Krieg an den Gesprächen. „Nennen“, sagt einer, „nennen zum Sturmangriff kann ich schon, so g'schwind wie eine Elektrische. Ich hab's trainiert.“ Und ein anderer wiederum gehört dem Jungschützenkorps der Deutschmeister an. Er wird für das Gewehrfeuer sorgen, während der Erste mit dem Bajonett anrückt. Sie spannen ihre Arme und lassen die Muskeln präsen: wie Eisen hart! Sie richten sich auf, reden sich in die Höhe und brüsten sich mit dem Maß eines Flügelmannes. Straffe Burschen, die vom Handwerk und der Fabrikarbeit an körperliche Strapazen gewöhnt sind. Und dann wiederum: seine, ein bißchen blasse, aber fehmige; die Studenten. Im Frühjahr noch definierten sie „vag. pacis“ auf der Schulbank des Gymnasiums, jetzt werden sie den Krieg abwandeln; auf gut Deutsch!

Einer ist in Begleitung seines Vaters da. Ein Mütterchöndchen. O, die besorgten Eltern haben ihn gewiß nie aus ihrer Hut gelassen, hielten ihn immer bei sich, fuhren mit ihm des Sommers aufs Land, und die erste Reife, die er in seinem Leben allein macht, ohne Papa, ohne Mama, ist die Fahrt in den Krieg. Denn er ist tauglich. Ich sah ihn und seinen Vater, wie sie vor der Assentierung auf- und niedergingen. Nervös alle beide. Aber beide von der entgegengesetzten Art. Ich sah, wie der Vater alle Augenblicke an dem Sohn herumrichtete, ein Stäubchen von seinem Hodenmel blies und die Kravatte zurechtzwifte, obwohl man vor der Assenturkommission bekanntlich nicht im Jacketanzug erscheint. Ich sah dann den Jungen, wie er eine halbe Stunde später mit flammenden Wangen, mit leuchtenden Augen, die Stiege herunter, auf den Vater zukam, den weißen Assentierungsbogen wie ein ausgezeichnetes Schulzeugnis triumphierend in der Hand: er hat auch vor dieser Kommission brav bestanden, es ist tauglich.

Und viele, viele andere kommen die Stiege herunter wie er. Den weißen Bogen in der Hand. Nein von zehn. Es ist ein gutes, kräftiges, feuriges Gewächs: der Jahrgang 1894, 1893 und 1892. Und viele, viele andere Eltern sind da, Väter, Mütter und auch daran merkt man, worum es jetzt geht, auch dies ist anders als sonst. Frauen sind da in Umhängetüchern, mit blohem Kopf. Wiener Bürger. Und sie sagen, — dreimal habe ich während der hängenden Minuten des Wartens dasselbe gehört: — „Er hat zwar ein' keinen Herzfehler, aber . . .“ Aber, meine Lieben, Eure Sorge und die Bangigkeit Eurer Elternliebe hoch in Ehren — Eure Söhne haben trotz des „keinen Herzfehler“ das Herz auf dem rechten Fleck. Diese Jungen! Diese prächtigen Burschen — ich liebe sie schon mit väterlichen Gefühlen. Was werden ihre Augen sehen! Nicht daran denken! Wer ein Blick in ihre Augen ist wohl gestattet; und drinnen flammt es strahlend hell, darinnen ist nichts von Kriegsgreuel zu lesen, nur das jauchzende Leuchten des Sieges.

Das wollte ich sehen. Darum war ich gekommen. Und kann nun gehen. Schlenkere durch die Straßen, in denen die Geschäftigkeit des Alltags jagt und hastet und schreit, als gäbe es keinen Krieg, als würde nicht eine halbe Gehstunde davon feierlich der Eid auf die Fahnen geschworen. Gehe. Schlenkere. Bis mich plötzlich auf dem Stefansplatz der Marsch einer Trompete aufreißt: da sind sie wieder! In strammen Achterreihen kommen die Assentierten die Räumertstraße herab. Die Hüte von den gold- und silbernen „Straußerkeln“ umbüschelt. Weiß-rot schwingt eine Fahne über ihnen. Um sie wie ein Hauberwort und schäumendes Geleite das altösterreichische Siegeslied vom Vater Radecky. So ziehen sie singend durch das Spalier der Bürger, jubelnd, jauchzend: „Uns hab'n's g'halten“, so ziehen sie morgen in die Kaserne und weiter ins Uebungslager nach Brud und weiter in den heiligsten Ernst zur Vollendung, Gott sei mit ihnen!

Der „Grand mit Vieren“ im Schützengraben.

Unser Hamburger Mitarbeiter schreibt uns: Es war in der elektrischen Straßenbahn, die nach Uhlenhorst hinausfuhr. Der Wagen war überfüllt. Da stieg ein Krieger an, ein Verwundeter, den linken Arm in der weißen Binde. Er atmg in

den Wagen, stellte sich in den Gang und hielt sich mit der gesunden Hand am ledernen Griff fest, der von der Decke hing. Vorher aber grüßte er noch einen Offizier, einen Hauptmann der Reserve, der in der Nähe saß.

Der Wagen zog heftig an, es suchte ein wenig im Gesicht des Soldaten. Sogleich stand der Offizier auf und bot dem Soldaten den Platz an. Der Krieger wurde rot bis zum Nücherrand. Verlegen lehnte er ab. Aber es half ihm nichts. Schließlich sah er und der Hauptmann stand vor ihm, die Hand im Lebergriff, und beugte sich ein wenig zu dem Verwundeten hinab: „Na, wo haben Sie denn Ihren Schuß abgekrigt?“ fragte er freundlich.

„Ja Befehl, Herr Hauptmann,“ entgegnete der Soldat und legte die gesunde Hand respektvoll an die Hosennaht, „in Frankreich . . . im Schützengraben!“

Er sprach ein wenig frankfurterisch. Gemächlich und nett anzuhören.

„Erzählen Sie doch mal, wenn Sie mögen,“ bat der Hauptmann und schob freundlich die Hand des Soldaten von der Hosennaht weg.

Und der Soldat wurde zutraulich und erzählte von Marsch und Schlacht. Und sagte schließlich: „Schündelgang und tagelang habbe mer in de Schützengräbe glesse un hatte niz zu schieße!“

„Und was haben Sie da gemacht?“

„Nu . . . Schlat hammer gespieelt, Herr Hauptmann!“

„Stat?“

„Wenn Sie's net glaube wolle . . . da sehn's her, Herr Hauptmann!“

Und er holte mit der gesunden Hand einen abgegriffenen, schmugigen Statblock aus der Tasche, bedeckt mit Zahlen, Bahnen, Bahnen.

Der Hauptmann lachte.

„Die reinen Donnerwetters seid ihr doch, Kerls!“

„Nun lacht auch der Verwundete.“

„Ja . . . und hinner uns da brummt die schwere Artillerie!“

Der Hauptmann blickte immer auf den abgegriffenen Statblock.

„Net zu sage, Herr Hauptmann, was ich für e Nordspecht gehobt hab. Immer verlore un immer verlore! Un als mer schon abrechne wollte, da krieg ich mit einem Mal 'n Grand mit Vieren in de Hand. Schwarz hätt ich ansage hure, Herr Hauptmann. Un grad wie ich's Maul aufmache will . . . da müsse die Franzosche auf den Gedanke komme loszuschieße! Die Karte hammer in den Dreck schmeiße müsse; so schnell sind mer aufgesprunge! Das vergeh ich bene Franzosche im Leben nit, daß sie mit meinen Grand mit Vieren weggeschosse habbe, Herr Hauptmann! Na . . . da hab ich aber net schlecht geschosse. Stücker zehn hab ich auf'm Gewisse; wenn ich bescheide zähle tu. Bis ich dann selber eine stbe hatte . . . na, da habbe se mich erscht nach Frankfurt und dann nach Hamburg gebracht. . . .“

R. R.

Aus englischen Feldpostbriefen.

Die von unseren Feinden verbreiteten Schauermärchen über die Grausamkeit der deutschen Truppen stehen in seltsamem Gegensatz zu der Erzählung eines englischen Feldartilleristen, die der „Daily Telegraph“ veröffentlicht:

„Unsere Batterie“ — heißt es in dem Feldpostbrief — „hatte die letzte Salve abgefeuert. Die Deutschen waren nur noch hundert Meter vor uns. Jetzt kam der Befehl: Rückzug, reite sich, wer kann! Es war ein wunderbar schöner, aber schmerzlicher Anblick, Pferde, Menschen und Kanonen im Wettlauf um ihr Leben zurückwärts zu sehen, während die Granaten über ihnen plachten. Die Deutschen kamen heran und ich lag hilflos auf der Erde. Ein Soldat setzte mir die Bajonettspitze auf die Brust und forderte mich auf, mich zu ergeben. Ich antwortete: „Nein!“ Da fiel ein Offizier dem Soldaten in den Arm und sagte: „Lassen Sie ihn, die Engländer sind tapfere Kerle.“ Dann verband er meine Wunden, gab mir Kognak und Wein.“ Ein anderer britischer Soldat wundert sich darüber, daß die Deutschen auch im Krieg singen und unter den Klängen der Regimentskapelle zum Sturm vorrücken. „Wir lagen im Schützengraben und hörten auf einmal aus den Reihen der Feinde die Klänge einer Militärkapelle. Im selben Augenblick begannen sie auch unsere Stellung zu stürmen. Wie sonderbar, daß die deutsche Infanterie mit Musik vorgeht!“ Tommy Atkins scheint also den freudigen Kampfesmut unserer Truppen nicht zu verstehen, wohl weil er selbst ihn nicht kennt. Derselbe Briefschreiber urteilt über unsere Artillerie: „Sie ist mehr als gut, sie schießt vorzüglich. Doch der englische Soldat ist derartigen Einbrüden wenig zugänglich, selbst wenn mit gewaltigen Sprengmassen gefüllte Granaten neben ihm plagen und Krater in die Erde reißen. groß genug, um fünf Pferde darin zu begraben. Wir nennen diese Dinger, wenn wir sie antommen sehen, „Kohlenstäben“, eine „schwarze Maria“ oder nach dem Boyer einen „Jack Johnson.“ Ein Dragoner vom 4. Regiment berichtet seinen in London lebenden Verwandten folgendes: „Unser Unglück begann, als wir unter dem Befehl General Allenbys den hartbedrängten linken Flügel unterstützen sollten. Die Pferde wurden uns unter dem Pele erschossen; wir liefen unserer Schwadron eine Strecke zu Fuß nach, bis wir einige herrenlose deutsche Pferde aufgriffen, die alle am Flügel die Kennzeichen „R 4“ trugen. Doch wenige Minuten

später wurden auch diese von der deutschen Artillerie totgeschossen, so daß wir wiederum auf unsere Beine angewiesen waren. Ihr könnt euch unsere Gefühle vorstellen, als wir unsere Schwadron nach rechts verschwanden sahen. Da wir alle mehr oder weniger verwundet waren, brachten wir die Schwerverletzten in ein nahees Bauernhaus. Als wir den letzten hineinschaffen wollten, verweigerten aber die Bewohner dessen Aufnahme, da sie inzwischen bemerkt hatten, wie die Deutschen vorrückten. Da krochen wir in das Säbnerhaus. Das war ein gefährlicher Unterschlupf, denn bald darauf erschienen deutsche Soldaten und wuschen ihre Wunden in dem nahen Brunnen. Bei Einbruch der Nacht krochen wir wieder hervor und sahen vor dem Gehöft einen deutschen Posten stehen, der auf fliehende Engländer zu fahnden schien. Wir kamen unbemerkt an ihm vorbei und marschierten auf die englischen Stellungen zu, bemerkten aber bald, daß wir ringsum von deutschen Truppen umgeben waren. Wir machten daher Halt und legten uns nieder und schliefen so neben dem deutschen Stabsquartier. Ja, wir können sagen, mit den deutschen Generälen zu Abend gegessen zu haben, nur mit dem Unterschied, daß sie im Lager selbst weiten und wir außerhalb, daß sie Wein zu trinken hatten und wir darben mußten.“ Nach dreitägigem Umherirren ist der Dragoner dann mit seinen verwundeten Kameraden wieder auf britische Truppen gestoßen.

Aberglaube im Kriegshandwerk.

Der Aberglaube spielte im militärischen Leben einer vergangenen Zeit eine erhebliche Rolle. Am wenigsten war der Aberglaube bei den Fußtruppen der alten Heere ausgebildet, am häufigsten aber findet er sich bei den alten Artilleristen. Wenn ein Geschütz zerbrach, so glaubte man, daß es entweder befestigt gewesen sei, oder daß „etwas Gistiges hineingetrochen“ war. Wenn der abfeuernde Büchsenmeister über das Geschütz und über die Kugel das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, dann mußte der Schuß gut gelingen. Noch in dem Buche „Der vollkommene teutsche Soldat“ von Flemming, das im Jahre 1726 herausgegeben wurde, findet sich eine große Menge artilleristischer Wunder- und Aberglaubens. Legte man drei Weizenkörnerchen auf das Geschütz, so sollte dies das Zerpringen des Geschützes verhindern. Um den „Brand zu verbessern“, ließen die Geschützmeister im Rohr des Geschützes Eidechsen, Blindschleichen, Kreuzottern und Läuse verhungern. Die Herren Geschützmeister mußten aber auch ihren Aberglauben als eine Kusrede dafür anzuwenden, wenn der Gegner besser und erfolgreicher schoß als sie selbst. Sie erklärten dann, daß ihre eigenen Geschütze befestigt gewesen seien. Das Schießpulver gab auch Anlaß zu mancherlei Aberglauben, und dies erklärt sich aus der engen Verbindung zwischen Chemie und Alchimie. Gittkugeln sollten ganz besondere Ergebnisse im Schießen zeitigen, und auch der Feldscher hatte dafür zu sorgen, daß Wundersalben vorhanden seien, nach deren Anwendung jede Wunde heilen müsse, oder die sogar, auf dem Körper verrieben, vor jeder Verletzung schützen sollten.

In den Zeiten, in denen in den Feldlagern noch viel gespielt und gewürfelt wurde, mußten auch naturgemäß die Spielarten mancherlei abergläubische „Werte“ besitzen. Die „Eichel-Sau“ bewachte den Spion vor der Entdeckung, und der „Schuppen-Anter“ schützte die Sappeure während der Arbeit an der belagerten Festung vor feindlichen Augen. Wenn man jedoch einem Kameraden, dem man nicht wohl wollte, ein vorher verwünschtes „Herzblatt“ heimlich in die Kleider schmuggelte, so mußte ihn unfehlbar eine feindliche Kugel ins Herz treffen. Die Kunst des Beherrens wurde aber auch bald dazu verwendet, um Spielarten und Würfel zum Verlust und Gewinn zu beeinflussen. Ja sogar noch im Kriege 1870/71 waren die Soldaten vor dem Gefecht ihre Spielarten weg, damit sie ihnen kein Unglück bringen sollten. Wenn vor dem Auszug der Truppe ein Mönch ihren Weg gekreuzt hatte, so war sicher zu erwarten, daß an diesem Tage ein Unglück sich einstellen werde.

Erheblich ausgebreiteter noch ist der Aberglaube bei den Seelenten. Sogar die gegenwärtige feierliche Art des Stapellaufes von Schiffen ist nichts anderes als der letzte Rest alter mit dem Aberglauben zusammenhängender Zeremonien. Den Seglern bringen Advokaten, Geistliche oder Frauen an Bord zweifellos Unglück. Auch das ist ja bekannt, daß die Seeleute meinen, das Schiff träte seine letzte Fahrt an, wenn die Ratten über die Tauen hin das Schiff im Hafen verlassen. Das Auslaufen eines Schiffes am Freitag bringt ihm Unglück. Es droht dem Schiffe Unglück, wenn sich der fliegende Holländer zeigt, die Meerjungfer oder das Eismeer. Erwähnt seien noch die sogenannten „Belenniten“, das sind die Reste von fossilen Schalthieren, die im Altertum und Mittelalter Gegenstand des Aberglaubens der Krieger waren. Sie wurden auch mitunter als Zusatz zu Kriegseuern verwendet.

Herbstsaat 1914.

Herbstwind über'n Hügel geht,
Lehte Falter tollen,
Ackermann bei Pflanz und Pott
Wendet schwere Schollen.

Glode klingt vom nahen Dorf,
Küchlein bleibet stehen;
Ueber Pflügers braun Gesicht
Will ein Zucken gehen.
„Künet immer frohen Sieg,
Will mich mit euch freuen!
Daß der Krieg mir Liebste nahm,
Soll mich nicht gereuen.
Söhne fallen, Erde lebt,
Weiß schon andre Erben,
Deutsche Scholle soll mir nicht
Unbestelt verderben.“

Wieder drückt er dann den Pflug
Tief in feuchten Boden,
Schaft, als müßt zehn Morgen noch
Er vor Abend roden.

Deutsches Herz, sei unverzagt
Wegen künftiger Saaten,
Deutsche Erde Männer trägt —
Ernte wird geraten!

Hermann Steingoetter.

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Frühere Bezeichnung.	Speisen.	Jetzige Bezeichnung.
Abonnement		Vorkauf, für Stammgäste
à la carte		nach der Karte
au gratin		mit Kruste, bekrustet
Schnitzel au naturel		Naturschnitzel, Saffischnitzel
Beefsteak		Rindstück
Beefsteak à la ta(r)tare		geschabtes Rindfleisch, rohes
Bouillon		Fleischbrühe, Kraftbrühe
Buffet		Bier-, Speisen-Ausgabe
Hamburger Buffet		Schanktisch, lose Tafel
Carbonnade		Speiseauslage
Chartreuse		Rückenstück, Nierenstück
Chateaubriand		Kartthäuser
Compote		Doppel-Rindstendenjchnitte
Coquille		Eingemachtes, eingemachteKräutchen
Couvert		Muschel, Schale, Muschelschale
Crème		Gebek
Dessert		Sahne, Rahm
Diner		Nachtisch
Entrée		Mittagsessen, -mahl
Filet		Mittelsgericht, Vorweife, Eingang
Fricandeau		Lende, Rückenstück
Fricandelle		Keulenstück, Ruch
Glace		Dämpfschnitte, Klops
Grill		Gefrorenes, Eis
Hors-d'oeuvre		Bratrost
Irish stow		Nebengericht, Vorweife
Konfekt		Früh-Dammelfleisch
Kotelett		Zuckerwerk, Zuckergebäck
Melange		Rippchen
Omelette naturelle		Gemisch
Omelette aux confitures		Eierkuchen, Pfannkuchen
		Eierkuchen mit Eingemachtem, mit Fruchtallung
Omelette aux fines herbes		Eierkuchen mit feinen Kräutern
Omelette soufflée		Eierkuchen-Auslauf
Ox-tail soup		Daisenschwanzsuppe
Potage		Suppe
Potage à la reine		Hühner-Königinuppe
Potage aux fines herbes		Kräuteruppe
Potage fausse tortue		falsche Schildkrötensuppe
Potage julienne		Gemüseuppe
Hotel		Gasthaus, Gasthof
Restauration		Speisehaus (Weinstube)
Café-Restaurant		Kaffee- und Speisehaus

Logogriff.

Wo harmlos und heiter man lachen kann,
Da pflegen mit „e“ sie zu walten.
Mit „ü“ braucht es Hausfrau und Handwerksmann,
Nicht lange ist's sauber zu halten.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer.

A	N	A	M
N	O	R	A
A	R	A	S
M	A	S	T